

Drogen per Mausklick

So einfach kommt man im Internet zu Kokain oder Ecstasy

Das Darknet — 16

Schwarz auf Weiss

Amerika empört sich über eine Frau, die sich als Schwarze ausgab

Mensch Dolezal — 21

«Man muss auch mal Quatsch machen»

Das digitale Zeitalter revolutioniert unser Leben. Für Internetexperte Sascha Lobo nicht nur die Arbeitswelt und die Medien, sondern auch sein liebstes Hobby, das Fotografieren von Tieren



«In Zukunft gibt es nicht mehr für jeden einen Job»: Sascha Lobo, 40

Barnaby Skinner (Text) und Norman Konrad (Fotos)

Um nachzudenken, geht der deutsche Bestsellerautor Sascha Lobo am liebsten auf den Friedhof. Diesen Treffpunkt wählt der Berliner auch für das Gespräch. Der Friedhofspark Pappelallee am Prenzlauer Berg bietet alles, was das nervöse Internet nicht tut: Entspannung und viel Ruhe.

Vor zehn Jahren stellten Sie frühmorgens in einer Berliner Kneipe fest, dass nur einer in der Runde fest angestellt war. Inzwischen sind alle von damals Freiberufler.

Diese Nacht war der Anstoss für Ihr erfolgreiches Buch: «Wir nennen es Arbeit – die digitale Boheme oder intelligentes Leben jenseits der Festanstellung». Hat sich die digitale Boheme seither gewandelt?

Der Begriff beschreibt noch immer das Gleiche: nämlich eine Flexibilisierung der Arbeitswelt durch die digitale Vernetzung, die nicht, wie früher angenommen, zulasten der Arbeitnehmer gehen muss, sondern wo auch diejenigen, die arbeiten, Vorteile daraus ziehen.

Gerade in Berlin, aber auch in Zürich ist eine Start-up-Gründungswut zu beobachten.

Gehören diese Neugründer ebenfalls zur digitalen Boheme?

In vielen Fällen, ja. Ich bin jedem gegenüber aufgeschlossen, der den Sprung ins kalte Wasser wagt und selber eine Firma gründet. Auch wenn ich auf den zweiten Blick viele Geschäftsmodelle für Quatsch halte. Aber man muss auch mal Quatsch machen.

Warum?

Wenn man die Unternehmen nimmt, die in der Schweiz oder in Deutschland die Länder tragen, dann sind die alle über 50 Jahre, wenn nicht über 100 Jahre alt. In der Schweiz findet man sicher ein paar, die 600 Jahre alt sind (lacht). Das zeigt: Die Wandlungsfähigkeit der Gesellschaft im Unternehmensbereich hat noch nicht voll durchgeschlagen. Damit sie das tut, braucht es Quatsch. Aus der Perspektive des Starren, lange sehr Erfolgreichen ist es schwierig, zu beurteilen, ob etwas die Welt revolutionieren kann oder Unfug ist.

Profitieren die Start-up-Gründer wirklich von der

Fortsetzung — 15

«Die Mensch-Maschine»

Sascha Lobo, 40, lebt in Berlin und ist verheiratet. Aus Versehen startete er ein Biotechnologiestudium. Als er den Kurs «Zahnradfestigkeiten berechnen» entdeckte, wechselte er das Fach auf Gesellschaftskommunikation. Seither hat er sich als Buchautor, Blogger und Berater profiliert. Sein Blog «Riesenmaschine» gewann 2006 den Grimme Online Award. Seit 2011 schreibt er für «Spiegel online» die Kolumne «Die Mensch-Maschine». Mitte November spricht er am Swiss ICT Award in Luzern.

Fortsetzung Sascha Lobo

Vernetzung? Sie schufteten. Am Ende sahen die Investoren ab. Risikokapitalfirmen haben ein Modell entwickelt, das in diese Richtung geht; das widerspiegelt sich in den Verträgen mit den Start-ups. Das hat seinen Grund. Wenn von zehn Firmen nur eine erfolgreich ist, muss man mit dieser einen Firma das Geld machen. Was mich aber mehr interessiert, sind diese vielen, neuen, jungen Firmen, die mit dem eigenen Geld etwas Neues schaffen – nicht weil sie reich werden wollen, sondern weil sie an ihre Erfindung glauben.

Nennen Sie ein Beispiel.

Die Schweizer Firma Threema. Die macht digitales Messaging, ähnlich wie Whatsapp. Aber mit einer abhörsicheren Technologie. Die sind nicht mit dem Anspruch gestartet, Weltmarktführer zu werden und den Laden dann an Facebook zu verknüpfen. Ihnen geht es um die Sache.

Auch Google oder Facebook ermöglichen Mitarbeitern flexible Arbeitszeiten oder bieten Gratisessen in der Kantine. Verlangen aber Erreichbarkeit rund um die Uhr.

Kritik an Google und Facebook sollte dort ansetzen, wo sie verdient ist, zum Beispiel bei deren strategischer Herangehensweise an den digitalen Wandel. Wie diese beiden Unternehmen mit Mitarbeitern umgehen, ist oft vorbildlich. Das sage ich als jemand, der beide häufig und heftig kritisiert hat. Google und Facebook erwirtschaften gigantische Summen. Es zwingt sie niemand, so viel in ihre Mitarbeiter zu investieren. Andere Firmen behandeln ihre Mitarbeiter nicht so gut.

Welche?

Dafür kann jeder fünf Minuten googeln.

Amazon zum Beispiel?

Ich möchte hier keine Negativbeispiele nennen. Was bei Google und Facebook geschieht, ist etwas, was wir vor zehn Jahren in unserem Buch geahnt haben: Die digitale Vernetzung und die digitale Kommunikation verändern unsere Arbeitsmuster. Unser Buch war aber nur ein Vorausblick auf diese Entwicklung. In den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren brauchen wir mehr Antworten darauf, wie die digitalen Möglichkeiten auch Konzernen und ihren Angestellten von Nutzen sein können.

Welche Antworten sind Ihnen seit dem Erscheinen Ihres Buches eingefallen?

Dass die Unternehmen nicht so starr sind, wie wir das befürchtet haben. Und dass die Treiber dieser Entwicklung diejenigen sind, um die sich alle prügeln. Nämlich die besten Nachwuchskräfte.

Welche Rolle spielt der Staat bei der digitalen Entwicklung? Muss er eine Rolle spielen?

Heute ist klar, dass die freie, gesetzlose digitale Sphäre unsinnig ist. Gerade im digitalen Arbeitsmarkt muss der Staat Regeln aufstellen. Die Schweiz ist weiter als Deutschland. Eine Mischform aus Anstellung und Selbstständigkeit ist erforderlich, gerade aus Sicht der Sozialsysteme. In Deutschland haben der Staat und Gewerkschaften wenig Interesse daran, dass mehr Leute selbstständig werden.

Da ist die Schweiz tatsächlich Deutschland voraus. Wo sonst? Bei der Denkweise, Stellen in Prozenten aufzuteilen.

Deutschland tut das nicht?

Man verbaut sich in den meisten Firmen die Karriere, wenn man zwei Jahre nur halbtags arbeitet.

Was sollte die Schweiz ändern? Grundsätzlich glaube ich, dass man sich abkehren muss von der Religi-



«Professioneller Journalismus ist essenziell für eine Gesellschaft. Aber es läuft derzeit sehr viel schlechter und falsch»:
Sascha Lobo

«In der Politik getraut sich keine Partei, die Ersatzreligion Arbeit zu hinterfragen. Das ist ein Problem. Sowohl Deutschland als auch die Schweiz sind radikal auf Arbeit fixiert»

on Erwerbsarbeit. Der urprotestantische Einfluss Zwinglis ist noch immer zu spüren. Im Kern bedeutet er, dass nur essen darf, wer auch dafür arbeitet. Das können wir uns wegen Automatisierung und Robotisierung nicht mehr erlauben. Doch in der Politik getraut sich keine Partei, die Ersatzreligion Arbeit zu hinterfragen. Das ist ein Problem. Sowohl Deutschland als auch die Schweiz sind radikal auf Arbeit fixiert.

Worauf sollten wir uns fixieren?

Ich gebe nur zu bedenken, dass wir in einer Gesellschaft leben werden, in der es nicht immer klassische Erwerbsarbeit für alle geben wird.

Wie viel arbeiten Sie?

Durch eine gewisse Bekanntheit konnte ich mich aus dem klassischen Auftraggeber-Auftragnehmer-Verhältnis der Selbstständigen lösen und halte gut bezahlte Vorträge. Doch auch bei mir hat die digitale Vernetzung den Arbeitsalltag verändert. Wie bei den meisten Menschen. Interessant ist hier, dass wir ein Buch über die Arbeit geschrieben haben, mit dem Resultat, dass ich nun als Internetexperte gelte. Tatsächlich ist es so, dass das Internet die Arbeitswelt am meisten verändert hat. Privat kann man machen, was man will, aber im Job muss man mitspielen, und zwar digital.

Hat man diese Wahl im Privaten wirklich noch?

Es gibt eine Altersstufe, da ist es alternativlos, ein Smartphone zu haben oder in sozialen Netzwerken aktiv zu sein. Das ist nicht mehr Gruppendruck, sondern Gruppenzwang. Das hört sich etwas negativer an, als ich es sehe, die Gesellschaft ist man halt nicht allein. Aber in höheren Altersschichten wird es leichter, aufs Netz zu verzichten. Es gibt auch Leute, die das tun.

Tun Sie das?

Nein.

Sie sind immer online?

Wieder nein. Man muss lernen, wie man mit diesen Dingen umgeht. Meine Geräte sind immer online, ich aber nicht. Diese Arbeitsteilung hat sich als sinnvoll herausgestellt.

Sie pflegen mit Ihren Geräten eine Arbeitsteilung?

Ja. Das Notebook, das Handy, Smartwatches sind dazu da, mein Leben zu vereinfachen.

Wie viele Stunden arbeiten Sie pro Woche?

Ich arbeite zu viel.

Was heisst das?

Ich arbeite mehr, als für mich gut ist. Früher arbeitete ich sechs bis sieben Stunden am Tag.

Und heute?

Es geht in Richtung zehn bis zwölf Stunden. Dafür habe ich meiner Frau vor drei Jahren versprochen, Samstag und Sonntag gar nicht zu arbeiten. Das halte ich von 52 Wochenenden im Jahr 48-mal durch.

Was tun Sie am Wochenende?

Mit meiner Frau, die Biologin ist, fotografiere ich gern Tiere. Bilder, die wir dann auf www.tiere-entdecken.de veröffentlichen. Wir haben uns also bizarr teure Digitalkameras gekauft, die uns Fotoamateuren eine Menge Arbeit abnehmen. Für mich ist das besonders spannend, weil meine Frau diese Tiere alle kennt, inklusive lateinischer Namen und Brutverhalten oder Balzritualen. Es ist schön, mit jemandem durch die Welt zu stampfen, der über eine tiefe Sachkunde der Dinge verfügt.

Warum nur am Wochenende?

Sie sind digitaler Bohemien. Sie arbeiten dann, wann Sie wollen. Das ist ein Teil des Problems. Ich arbeite meistens dann, wann ich will. Und das ist im Moment ein-

fach viel. Ich habe mir Ziele gesteckt, und ich habe bestimmte Visionen, was mein E-Book-Start-up Sobooks angeht. Um sich zu verwickeln, muss man auch arbeiten. Manchmal mehr, als sinnvoll ist. Jetzt ist eine solche Phase.

Denken Sie heute als 40-Jähriger bereits an die Rente?

Ja, und es sind keine schönen Momente. Ich war einst sechs Monate lang fest angestellt. Mein Rentenanspruch läge also bei unter zwei Euro, nur theoretisch, praktisch bei null, ich falle aus dem Raster. Um monatlich per Zinsen so viel zu bekommen wie meine Mutter, die früher Beamtin war, müsste ich heute 4 oder 5 Millionen Euro auf meinem Konto haben. Ich habe deshalb mit meiner Frau begonnen, Beträge auf ein Sparkonto für ein eigenes Haus zurückzulegen, ohne diesen ganzen undurchschaubaren Fonds-Krempel.

Sie haben 2013 gesagt, der Stand des Internets sei Social Media. Seither hat Snowden enthüllt, wofür der US-Geheimdienst das Internet hält: für eine Überwachungsmaschine. Was ist das Internet für Sie heute?

Ich habe Anfang 2014 geschrieben, dass das Internet kaputt sei, aber die Idee der digitalen Vernetzung eben nicht. Ich glaube noch immer, dass die Mechanismen der sozialen Medien das Internet ausmachen. Fast alle Entwicklungen haben eine soziale Komponente. Die von Snowden enthüllte Überwachung ist deshalb so schlimm, weil sich immer grössere Teile unserer sozialen Beziehungen ins Netz verlagern. Das Netz ist intim geworden. Deshalb besteht akuter und dringender Handlungsbedarf gegen die Totalüberwachung.

Was müssen wir denn tun?

Die Politik wird von einem Überwachungswahn getrieben. Es ist eine Datengläubigkeit entstanden, man könne alle gesellschaftlichen Probleme mit Daten und noch mehr Daten lösen. Deshalb wird überwacht. Wir als Zivilgesellschaft müssen dagegen angehen.

Welche Rolle spielt in diesem Umfeld der Journalismus? Wir beobachten, wie plötzlich Google, Facebook oder Apple in den Journalismus investieren.

Ich halte das erst mal für positiv. Professioneller Journalismus ist essenziell für eine Gesellschaft. Aber es läuft derzeit sehr viel schlecht und falsch. Ich beobachte eine massive Interessenverseuchung. Online wie offline, im Fernsehen wie im Gedruckten. Dazu kommt schon länger eine Verstärkung im Journalismus, weil ja jeder publizieren kann. Diese Phase des angeknacksten Selbstbewusstseins verläuft parallel zu einer Finanzierungsschwäche, die durch digitale Vernetzung und die Veränderung der Werbung hervorgerufen wurde. Und alles findet zu einer Zeit statt, in der die Medienöffentlichkeit nicht das ist, was sie einst im 20. Jahrhundert war. Das heisst, Journalisten müssen heute auf neue Weise mit neuen Instrumenten arbeiten und für ein neues Publikum auf neue Ziele hinarbeiten. Ohne zu wissen, wie sich das überhaupt finanzieren soll.

Sehr anspruchsvoll also.

Das ist nicht anspruchsvoll, das ist zu anspruchsvoll. Und ich sehe im Moment keine flächendeckenden Lösungsansätze. Höchstens kleine Hoffnungsschimmer.

Zahlen Sie für Inhalte?

Ich war schon immer ein grosser Fan von Bezahlhalten im Netz. Ich habe zum Beispiel für das Projekt Krautreporter bezahlt. Eine Gruppe deutscher Journalisten, die sich vorab von den Lesern bezahlen liessen, um ein Jahr lang für ihr Onlineportal hintergründige Reportagen zu schreiben. Ich habe eine Weile ein Abo der «New York Times» abgeschlossen. War aber leider nicht so gut organisiert, um mir Freiräume zu schaffen, um es auch mehr als sporadisch zu lesen. Und ich kaufe den digitalen «Spiegel» oder die «Frankfurter Allgemeine Zeitung». Sie sehen, es ist alles so fragmentiert.

Die Schweiz stimmte am Wochenende über Gebühren für die Öffentlich-Rechtlichen ab.

Und hat sie mit 50,1 Prozent angenommen.

Braucht es die öffentlich-rechtlichen Sender noch?

Auf jeden Fall. Mein lieber Freund, der deutsche Medienkritiker Stefan Niggemeier, sagt mir allerdings immer: «Du bist wie ich ein Fan der Idee der Öffentlich-Rechtlichen. Nicht unbedingt Fan der Umsetzung.» Leider sind die öffentlich-rechtlichen Medien nicht immer nah an ihrem Kerngedanken.

Was ist ihr Kerngedanke?

Er müsste neu definiert werden.

Wie würden Sie ihn definieren?

Als Mediengrundversorgung.

Genauer bitte.

Gebühren könnten zum Beispiel auch für den Zugang zu Information verwendet werden, etwa ein Basis-Internetzugang für alle. Und, dass man darauf aufbauend inhaltliche Experimente wagt. Teile der britischen BBC experimentieren zum Beispiel mit Inhaltsformen, die sonst nirgends stattfinden, absurde Serien zum Beispiel, Dokumentationen für ein Nischenpublikum. Egal, ob sich nun 17 Menschen einschalten, 17 000 oder 17 Millionen.

Die Öffentlich-Rechtlichen experimentieren zu wenig?

In der Regel tun sie das mit Angeboten, die zu stark nach den Kriterien des Marktes und der Masse funktionieren. Ihre Experimente sollten ausserhalb dieser Kriterien funktionieren.